

Die alt, sehr alt gewordenen jungen Menschen von damals hatten sich noch einmal treffen wollen, 75 Jahre danach. Aus aller Welt wären sie, zwölf Monate ist das jetzt her, an Orten zusammengekommen, an denen sie im Frühjahr 1945 befreit worden waren und an denen heute Gedenkstätten ihre Geschichte erzählen. Es hätte Gespräche gegeben in Buchenwald, Dachau, Bergen-Belsen, Ravensbrück und an weiteren der vielen Schauplätzen einstiger Unmenschlichkeit – direkte, persönliche Begegnungen mit letzten Überlebenden des nationalsozialistischen Lagersystems, wie sie angesichts der Pandemie nun auch zum 76. Jahrestag der Befreiung nicht möglich sind.

Was derzeit möglich ist, wurde vorvergangenen Sonntag aus Weimar *gestreamt*: eine historisch präzise Rede des Bundespräsidenten im leeren Deutschen Nationaltheater und eine kleine Sequenz berührender Videos ehemaliger Häftlinge von Buchenwald und Mittelbau-Dora, denen es wichtig war, erneut Zeugnis abzulegen – und die sich dafür ungeachtet ihres hohen Alters zu Hause in New York oder Paris, Tel Aviv oder Budapest vor eine Webkamera setzten. Etwa 5000 Menschen waren in Weimar virtuell dabei; der Theatersaal hätte nur wenigen Hundert Platz geboten.

So alltäglich solche „Hybrid“- und Digitalveranstaltungen inzwischen auch geworden sind, so unklar ist noch, was diese Behelfsformen öffentlichen Lebens auf längere Sicht gesellschaftlich bewirken werden. Im Hinblick auf den Umgang mit der NS-Vergangenheit zeichnen sich Veränderungen allerdings schon ab. Denn die durch Corona beschleunigte Digitalisierung auch in den Gedenkstätten fällt zusammen mit jenem langen Abschied von den Zeitgenossen, über den die Geschichtswissenschaft seit einem Vierteljahrhundert diskutiert, der von Politik und Medien in den zurückliegenden Jahren oft diskutiert wurde – und der nun unabweisbar an sein Ende kommt.

Einen Weg, dem Unvermeidlichen zu begegnen, beschreitet die von Steven Spielberg nach dem Welterfolg von „Schindlers Liste“ (1993) gegründete Shoah Foundation: Dort hat man schon vor geraumer Zeit begonnen, Überlebende des Holocaust tagelang in besonderen Aufnahmestudios jeweils Hunderte kurze Antworten geben zu lassen. Und damit der Algorithmus später dann garantiert auf die Fragen reagieren kann, die Zuschauerinnen und Zuschauer an das Hologramm der betreffenden Person richten, müssen auch Sätze eingesprochen werden wie: „Ich habe Ihre Frage nicht verstanden.“ Auf diese Weise soll, über die Lebenszeit der einstigen Opfer hinaus, der Eindruck von Unmit-

Selfie in Belsen

Wie vermittelt man 2021, was bis 1945 geschah?
Indem die Leute Fragen an Hologramme stellen können?
Technisch geht viel. Aber längst nicht alles davon ist gut

VON NORBERT FREI

telbarkeit und Ansprechbarkeit konserviert, ja kreiert werden. In der Vor-Corona-Zeit bot das „Holographic Theater“ im Illinois Holocaust Museum & Education Center solche Vorstellungen im Stundentakt an. Der Historiker Axel Doßmann hat daran teilgenommen; er spricht von „interaktivem Erlebnisarrangement“ und kritisiert die Bemühungen um virtuelle Unsterblichkeit der „letzten Zeugen“ als „Symptom einer geschichtskulturellen Krise“.

Tatsächlich ist der Nutzen der 3-D-Technik fraglich, die inzwischen – zweifellos in bester Absicht – auch in Deutschland eingesetzt wird. Angesichts der Fülle längst vorliegender Videos und autobiografischer Zeugnisse von Überlebenden fallen die Probleme jedenfalls besonders ins Gewicht, die die kaum aufzulösende Fiktion von Authentizität solcher Hologramme mit sich bringt. Und während Digital-Enthusiasten die Zeit-, Wert- und

Corona verändert so vieles, ganz nebenbei auch den Umgang mit der NS-Vergangenheit

Standortgebundenheit all ihrer vorgeplanten Fragen ignorieren, erweitern sich im virtuellen Raum rasch die Möglichkeiten derer, die historische Faktizität gezielt in Zweifel ziehen und zunichte machen wollen. Zwar existieren inzwischen auch erste digitale Initiativen und Programme, die der grassierenden Geschichtsverfälschung in den sozialen Medien beizukommen suchen. Noch aber sieht es so aus, als ob Holocaust-Leugnung, Antisemitismus und Rassismus im Netz strukturell in der Vorhand wären.

Die Ambivalenzen einer Geschichtsvermittlung, die sich immer mehr ins Netz verlagert, sind nicht zu übersehen. Einerseits gehen damit Möglichkeiten der Wissensaneignung einher, die ein traditioneller Gedenkstättenbesuch kaum bieten kann: zum Beispiel, wenn in Bergen-Belsen eine App die sonst fast unsichtbare historische Topografie des Geländes erschließt. Andererseits verleiten die Routi-

nen des Postings und der Selfies zumal junge Menschen dazu, ihre Präsenz auch an geschichtsträchtigen Orten zu dokumentieren und in der digitalen Welt mit Deutung auszustatten. Solche Sinnstiftung kann banal oder empathisch sein, aber auch böseartig und manipulativ. In jedem Fall ist sie Teil jenes wachsenden Marktes einer populären „Twistory“, bei der nicht kritische Reflexion, sondern bestenfalls Affirmation im Vordergrund steht.

So entwickelt sich das Publikum auseinander: in jene, die Geschichte gleichsam im Vorbeigehen konsumieren, und jene, die sie – vielleicht mehr denn je – intellektuell zu durchdringen und politisch-moralisch zu verarbeiten suchen. Richtig ist natürlich auch, dass es im Umfeld vieler Gedenkstätten Initiativen aus der Gesellschaft gibt, die bedeutsame Arbeit leisten, indem sie etwa das oft zu schmale Angebot an offiziellen Führungen sachkundig ergänzen. Und bis heute gibt es Orte von NS-Verbrechen, deren Sichtbarmachung sich überhaupt nur zähem bürgerschaftlichen Engagement verdankt. Ein imponierendes Beispiel dafür ist der „Lernort Zivilcourage & Demokratie“ im badischen Schloss Kislau, das die Nationalsozialisten von 1933 bis 1939 als Konzentrationslager für politische Gefangene nutzten.

In Zeiten, in denen sich der Überdruß an einer reflektierten Auseinandersetzung mit NS-Diktatur und Holocaust lautstark artikuliert, in denen kritisches Geschichtsbewusstsein als „Schuldskult“ gedeutet wird – in solchen Zeiten kommt es darauf an, einer angeblichen deutschen „Bewältigungsseligkeit“ zu widersprechen. Diese Kritik kommt auch von jenen, die sich mit den deutschen Kolonialverbrechen befassen. Als ob die beiden Themen in Konkurrenz zueinander stehen müssten.



Norbert Frei ist Professor für Neuere und Neueste Geschichte in Jena. Seine Kolumne erscheint alle vier Wochen an dieser Stelle.